

BOOTSFAHRT

Es waren so wunderbare Erinnerungen: Lautloses Dahingleiten am Wasser, das Zwitschern der Vögel, die Sonne die immer wieder verspielt zwischen den Blättern der Bäume am Rande des Flusses durchblinzelte, der wechselnde Duft der an den Ufern blühenden Büsche, hie und da das überraschende, aber trotzdem dazupassende Platschen eines auftauchenden und wieder im Wasser verschwindenden Fisches. Still und doch voll den Geräuschen der Natur. Es war geruhsam, beschaulich und trotzdem änderte sich das Bild alle Minuten, der Fluss mäandrierte, das Ufer änderte sein Aussehen, Büsche wechselten mit Bäumen, dicht bewachsene Uferränder mit lehmigen Abschnitten, Stellen mit Aussicht auf die nahen Hügel der umliegenden Felder und Bereiche wo man in tunnelhafte, dichte Waldröhren eintauchte, die überraschend finster waren. Dazwischen vor dem globigen Boot flüchtende Enten, einmal ein Reiher der unbeweglich im seichten Uferrand stand und nach Beute Ausschau hielt. Dazwischen unser Schlauchboot, innen ausgelegt mit mehreren Schichten Decken um uns vor der Kälte des Flusses, die unaufhaltsam nach oben kroch und ohne Unterlage das Sitzen zu einer, trotz sommerlichen Sonnenscheins, frierenden Angelegenheit gemacht hätten. Wir hatten diese unbeschwerten Fahrten schon oft unternommen. Unsere Lieblingsflüsse befanden sich alle in unserer Nähe: Leitha, Donau, March.

Mein Vater war nie dabei gewesen, aber wir hatten ihm schon oft davon erzählt. Seltsamerweise wollte er unseren Schilderungen nicht so recht glauben schenken, dabei hatte er selbst als Jugendlicher mit seiner Schwester und seinem Cousin eine haarsträubende Bootsfahrt über die Donau gemacht, die seine Eltern schwer ängstigte und die erst im nächtlichen Mondlicht am Wiener Handelskai endete. So gesehen müsste er doch die ästhetischen Vorzüge einer romantischen Bootsfahrt kennen und schätzen!

Aber er tat es nicht. Vielleicht war ihm das anschließende Donnerwetter seiner Eltern noch in zu guter Erinnerung. Vielleicht meinte er alle Bootsfahrten würden in unheimlicher Nacht und bei Sanktionen durch Autoritätspersonen enden. Es half nichts, mein Alter biss trotz schönster, gefühlvollster Schilderungen nicht so recht an um sich für die Mitfahrt bei so einer völlig entspannenden Reise zu begeistern.

Aber er kannte mich, meine Ausdauer war nicht zu unterschätzen und nachdem er sich die diesbezüglichen Geschichten schon jahrelang anhören musste, erwischte ich ihn anlässlich einer sommerlichen Augustjause bei uns zu Hause am falschen Fuße und er ließ sich breitschlagen und willigte ein mitzukommen. So waren meine Mutter, meine Tochter, mein Vater und ich bald damit beschäftigt, Boot, Ruder, Pumpe, Decken, einen eilig hergestellten Proviant mit leckeren Broten, Getränken und so weiter in mein Auto einzuladen. Es war schon nach drei und so hieß es sich beeilen um nicht in die Dunkelheit zu kommen. Aber die Vorbereitungen benötigen immer länger als man glaubt und so dauerte es bis vier Uhr bis wir uns endlich mit unseren zwei Autos in Bewegung setzten. Zwei Auto sind bei diesen Aktionen immer praktisch- ein Auto wird zuerst bei der

geplanten Ausstiegstelle abgestellt, ins zweite Auto wird dann das Boot und alle notwendigen Utensilien gepackt und die gesamte Besatzung fährt zur Einstiegstelle flussaufwärts. So hinterließ ich mein Auto in Hollern, wir fuhren mit Vaters Auto nach Pachfurt zu unserer geplanten Einstiegsstelle in der Nähe einer Brücke die die Leitha in Richtung Süden überquerte. Pachfurt hatte ich deshalb gewählt, da sich nur eine halbe Stunde Meter flussabwärts dieses kleinen Örtchens eine kleine Steilstufe befand bei der das Wasser so ein wenig wasserfallartig etwa eineinhalb Meter in die Tiefe stürzte- ein bisschen was musste ich meinem Alten schon an Action bieten, sonst würde er noch zu meckern anfangen wie langweilig die Ganze Aktion eigentlich sei. Wir trudelten schließlich um 1/2 5 bei der Einstiegstelle ein und begannen die Boote aufzupumpen. Vater fragte wo er sein Auto parken könne. Ich meinte, dort wo er einen Platz finden würde. Aber eigentlich war es kein Problem, es handelte sich bei der unasphaltierten Straße die über die Leitha führte um einen wenig befahrene Strecke die nur hie und da von Bauern benützt wurde um zu ihren Feldern zu gelangen. Er entschloss sich seitlich in einen schmalen, etwas steiler abfallenden Feldweg abzubiegen und sein Auto dort abzustellen um niemandem im Weg zu stehen. Er hatte das Auto außerhalb unseres Sichtbereiches abgestellt und kam nach ein paar Minuten zu Fuß zu uns zurück.

Es gab Gelsen. Viele Gelsen. Sehr viele Gelsen. Um diese Jahreszeit des Spätsommers wimmelte es in den Leithaaunen nur so von diesen Plagegeistern. Einer von uns pumpte Luftkammern des Bootes auf, zwei andere hielten ihm die Gelsen vom Leib. Zu den vielen Gelsen hatte auch eine, ein paar Tage zurückliegende Überschwemmung der Leitha beigetragen. Das Wasser war zwar schon längst wieder in das vorgesehene Flussbett zurückgekehrt, aber in den danebenliegenden Auen und Feldern hatten sich flache Seen gebildet, in denen die Plagegeister eifrigst heranwuchsen. Meine Mutter begann schon grundsätzliche Bedenken über das geplante Vorhaben zu äußern, aber ich meinte, während der Bootsfahrt würde sich die Plage dann schon verringern, da man zum Unterschied davon am Ufer, wo man als arbeitender Mensch ein unbewegtes Ziel darstellte, besonders leicht von Gelsen entdeckt und überfallen werden konnte. So kämpften wir in der Hoffnung auf die Erlösung der Abfahrt, die alles besser machen würde. Das Boot war, angetrieben durch die widrigen Umstände, überdurchschnittlich schnell aufgeblasen. Wir verstauten die Decken, Pumpe, Ruder und einige Pölster sowie unseren leckeren Proviant ins Boot und wollten es zum Fluss tragen. Da bemerkten wir, dass eine passende Einstiegstelle gar nicht einfach zu finden war. Entweder gab es dichtes Buschwerk, hohe Brennesseln oder es standen tiefe Lacken. Schließlich entschieden wir uns für eine flache Einstiegstelle die fast unbewachsen war. Allerdings schimmerte der Boden leicht- er war feucht. Aber das surrende Getier trieb uns an und so stapften wir schnell voran in Richtung Ufer. Der glänzende Boden erwies sich als sehr feucht und sehr weich. Dies hatte zur Folge, dass mein Vater und ich gleich jeweils einen unserer Schuhe nach einem unachtsamen Schritt im tiefen Morast im glucksenden Auboden zurück ließen. Wir hielten kurz inne, zogen die sich heftig wehrenden Fußbekleidungen aus dem Boden heraus und stapften einseitig bloßfüßig weiter. Aber auch Elena und meiner Mutter erging es nicht anders und

schließlich stapften wir vier nur mehr teilweise beschuht durch den weichen, warmen, bei jedem Schritt laut glucksenden und blubbernden Auboden in Richtung Flussufer. Blitzschnell war das Boot ins Wasser gehoben und einer nach dem anderen warf sich hinein, verzweifelt versuchend möglichst wenig von dem auf den Füßen angesammelten Morast im Boot zu hinterlassen. Wir stießen uns ab und wurden sogleich von der sanften Strömung des Flusses erfasst. Notdürftig wuschen wir uns die morastigen Füße im trüben Wasser der Leitha. Die Sonne stand schon sehr tief und man konnte ihre orangen Spiegelungen nur mehr an Stellen an denen das Ufer bewuchsfrei war im Wasser blinzeln sehen. Aber es war noch angenehm warm. Triumphierend bemerkten wir die zurückbleibenden Gelsenschwärme, die unseren schnellen Ortwechsel nicht mitbekommen hatten. Ja, die waren wir endlich los!

Wenn man allerdings in die andere, die Fahrtrichtung blickte, ließ die Begeisterung schnell nach- die gesamte Flussoberfläche war bevölkert mit tausenden von zappelnden Stechinsekten, die nur danach Ausschau hielten, wer da vielleicht zufällig vorbeikam.

Und wir kamen da zufällig vorbei.

So ließen wir uns nur kurz in der gleichmäßig langsamen Strömung treiben. Schon bald griff ich zu den im Boot liegenden Rudern und versuchte unsere Geschwindigkeit in Richtung der mehrere Kilometer entfernten Ausstiegstelle durch kräftiges Rudern zu erhöhen. Aber unter normalen Umständen, sprich ungerudert, dauerte die geplante Fahrt, die sich durch die gewählte Einstiegstelle und den Ort meines abgestellten Fahrzeuges ergab, etwa zwei Stunden. Durch Rudern konnte man unser Abenteuer vielleicht auf die Hälfte verkürzen, aber auch eine Stunde unter tausenden von Gelsen war wohl nicht zu verachten.

Die Zeit verging langsam. Zu langsam.

Meine Mutter und Elena versuchten sich selbst und auch mir, da ich ja beide Hände voll zu tun hatte, die Quälgeister vom Leibe zu halten. Aber beim Aufenthalt in Ufernähe hatte ich bereits vier große Gelsendippel abbekommen- groß und rot juckten sie heftig.

Ich hörte es trotz des Ruderns- dieses zunächst kaum vernehmbare, feine, gleichmäßige Rauschen. Der kleine Wasserfall! Mein Alter machte es sich am Bootsbug bequem und rutschte tief hinein ins Boot, ich saß am hinteren Ende, meine Mutter und Elena dazwischen. Die Höhenstufe kam näher, alle wurden neugierig und streckten ihre Köpfe in die Richtung aus der das Rauschen kam.

„Das ist aber ganz schön hoch, wo’s da hinuntergeht, werden wir da nicht nass?“, fragte meine Mutter.

Ich wusste es nicht, das letzte mal waren wir nicht nass geworden, aber es würde sicher auch vom Wasserstand der Leitha abhängen und der war noch immer hoch ...

Meine Mutter war besonders neugierig und wollte die bevorstehende „Action“ auf Celluloid bannen, aber eigentlich stimmte das nicht, denn sie hatte eine neue und gar nicht so billige Digitalkamera in der Hand um alles für die Ewigkeit festhalten zu können.

Ich steuerte das Boot an die Stelle der Steilstufe wo es durch den einzigen felsfreien Durchgang ungehindert treiben konnte. Wir erreichten die Steilstufe, das Rauschen war nunmehr so laut, dass man sich kaum verständigen konnte.

Alles ging sehr schnell. Der Bug senkte sich, senkte sich gewichtsabhängig sehr, sehr tief, das restliche Boot folgte erst nachher. Dann ging es kurzzeitig, aber sehr heftig und dabei auch rasch beschleunigend nach unten und vorne. Nach wenigen Sekunden waren wir deutlich schneller, das Boot hatte sich massiv durchgebogen, es spritzte, überall schien Wasser zu sein und kaum da es passiert war, war es auch schon wieder vorbei.

Durch das hohe Gewicht meines Vaters hatte das Boot bugseitig stark eingetaucht, so tief, dass wir Wasser übernommen hatten. Es hatte sich in weiterer Folge wellenartig durchs Boot weiterbewegt. Wir waren alle nass. Meiner Mutter war die Kamera ins Boot gefallen. Das Gerät machte keinen Muks mehr. Nie mehr. Ihr eingesteckte Handy war ebenfalls nass geworden und hatte ebenfalls sein kurzes Elektronikleben schwallartig ausgehaucht.

„No vielleicht wird's wieder!“ meinte sie hoffnungsvoll. Aber ich kannte diese elektronischen Geräte: Waren sie mal richtig nass geworden, waren sie unwiederbringlich hinüber.

Schaden? Mehrere hundert €.

Aber es gab kein Jammern, nur ein Insekten bekämpfen. Mein Vater hielt allerdings einen wütenden Monolog warum er sich bloß habe breitschlagen lassen, diese sinnlose Tortur auf sich zu nehmen und er würde sich auch bis ans Ende seines Lebens niemals ein Handy anschaffen, weil man konnte ja sehr augenscheinlich sehen was diese Dinger für hoffnungsloses Klumpert seien. Er war sauer. Er habe es ja immer gewusst: KEINE Schlauchbootfahrt!!!

Jeder versuchte auf irgend eine Art seine Gelsendippel zu behandeln. Am schlimmsten hatten die Biester mich erwischt- wie immer, sie betrachteten mich zu jeder Zeit als besonders leckere Blutquelle. Es gab in unserer Familie nur einen, den sie noch mehr liebten und das war mein ältester Sohn, der aber, zu seinem Glück und zu meinem Pech nicht an Bord war.

Am Horizont erschienen neue Probleme. Ich wusste schon, was das bedeutete. Die anderen Bootsinsassen waren noch ahnungslos. Aber lange würde ich es Ihnen nicht verheimlichen können: Wir trieben direkt darauf zu.

Das letzte, nicht lange zurückliegende Hochwasser hatte wieder viel Treibholz mitgeführt. Da die Leitha nur 10-20 m breit ist und oft ganze Bäume der Uferbefestigung ins Wasser fallen oder Äste bis knapp an die Wasseroberfläche reichen bleibt Treibgut schnell hängen und wird durch alles nachfolgende immer dichter, undurchdringlicher und massiv. Es ist völlig unmöglich solch ein Hindernis ohne Werkzeug aus einem Schlauchboot sitzend zu entfernen. Es ist auch keine gute Idee sich in so ein stehendes Hindernis mit voller Fahrt treiben zu lassen. Ein aus diesem Dickicht herausragender spitzer Ast, unter der Wasseroberfläche vielleicht nicht sichtbar, kann reichen um ein ordentliches Leck aufzureißen. Man sollte vorher am Ufer anlegen und das Hindernis umgehen.

So begann ich meine Mitfahrer auf das neue, außerplanmäßige Abenteuer vorzubereiten.

Wir ruderten zum linken Ufer. Die Uferböschung war ca. 1,5 m hoch. Steil. Durch die Überschwemmung der letzten Tage war die Böschung stark durchweicht. Ich hielt mich und damit uns und das gesamte durch die Strömung ständig angetriebene Boot notdürftig an der nur schwachen Uferbepflanzung fest. Die anderen zogen ihre Schuhe aus, links neben uns türmte sich nur schwarz glänzender Böschungsmorast auf.

Einer nach dem anderen verließ das Boot und versuchte den tiefen, abbrechenden Boden zu erklimmen. Ich blieb zunächst zurück und hielt das Boot. Ihre Füße versanken tief, rutschten ab, sie mussten ins Erdreich greifen, Hosen und Hemd schliffen am feuchten Uferstrand. Vater rutschte ab, landete mit einem Fuß bis zum Knie im Wasser. Elena und Mutter zogen, zerrten ihn, ich schob ihn von unten am Gatschhang entlang schmierend, langsam hoch.

Eine Schlamm Schlacht war nichts dagegen.

Als sie sich endlich hinaufgekämpft hatten, waren die wartenden Gelsenschwärme über sie hergefallen, hatten sich Elena und meine Eltern völlig verdreckt an den oberhalb der Böschung wild wuchernden Brennesseln verbrannt. Untermalt wurde der Aufstieg mit dem uns bekannten, lautstark vorgetragenen Schimpfwörterrepertoire meines alten Herren. Ich warf die Bootsleine zu den anderen hinauf, stürzte mich selbst in den weichen Boden, es glückte, rutschte, schmierte sich als ich langsam die Böschung hinauf kroch. Gemeinsam zogen wir das Boot hoch, mussten dabei sehr aufpassen, dass aus seinem Rumpf nichts ins Wasser fiel. Wir schlepten das Luftboot durch die Nesselstauden, den weichen Boden und über spitzes Astwerk bis wir hinter dem Treibholzhindernis ankamen.

Auch dort war die Böschung um nichts besser. Jetzt das ganze Verfahren in umgekehrter Reihenfolge: Boot ins Wasser, ich stieg als erster hinein. Elena hielt es fest und ließ meine Eltern einsteigen, eigentlich hineinwursteln, hineinplumpsen. Zuletzt warf sie sich hinein, fiel dabei irgendwo auf meinen Vater der daraufhin laut protestierend aufschrie: „Au! Pass doch auf!“

Elena passte auf.

Wir stießen uns vom Ufer ab, sofort erfasste uns die Strömung. Meine Mutter wackelte mir nervös die Gelsen weg, Papa schimpfte, Elena grinste schlimm, ich ruderte. So kann man also Sonntagnachmittage verbringen.

Zum Glück hatten wir zu Hause keinen Fernseher! Völlig entkoppelt vom wahren Leben würde unsere Familie als träge Ansammlung von aufgeblähten Couchpotatoes dahinvegetieren!

Die Sonne stand so tief, dass sie uns über die Böschung nicht mehr erreichen konnte. Die Kühle des Flusswassers verbreitete sich merkbar, und da wir bis auf die Unterwäsche nass waren, begannen wir zu frieren. Elena löste mich ein wenig beim Rudern ab, bis sie plötzlich aufschrie und die Ruder fallen ließ: Auf ihr kroch eine Spinne! Alle über das Wasser reichende Äste waren voll mit tausenden Spinnen die aus irgendwelchen Gründen abgeseilt über dem Wasser hingen und warteten- dabei, SO oft kamen wir ja wieder hier auch nicht vorbei! So musste ich mein Töchterlein schnellstens befreien damit sie nicht vom langbeinigen Weberknecht gefressen wurde.

Wie schön wäre diese Fahrt gewesen, wenn wir Zeit und Muße gehabt hätten, die Schönheit der Natur in der beginnenden Dämmerung zu genießen! Aber wir waren gänzlich mit Gelsenbekämpfung, Rudern und hie und da mit dem Entfernen von auftauchenden kleineren Ästen oder dem geschickten Umschiffen von Hindernissen, wie aus dem Wasser ragender Bäume etc. beschäftigt.

Die abbekommenen Gelsendippel wurden immer zahlreicher und unsere Gesichter sahen schon ziemlich entstellt aus.

Nach einer mir unendliche erschienen Zeitspanne sah ich nach einer weiteren lang gestreckten Flussbiegung am Horizont endlich die Brücke von Hollern in dessen Nähe mein Auto geparkt war, auftauchen. Ich legte einen letzten Rudersprint ein und nach ein paar Minuten legten wir direkt unter Hollern's Leithabrücke am linken Ufer an. Aber auch hier war die voll durchweichte Böschung genauso schwer zu erklimmen wie bei unserem unfreiwilligen Umweg rund um den Treibgutdamm.

Aber irgendwie wurstelten, quatschten wir uns samt allen Utensilien und dem Boot schließlich doch ans Ufer hinauf.

Alles war nass und mit einer lehmigen Erdschicht überzogen, ebenso unsere Klamotten. Die Gelsen schwirrten nach wie vor um uns herum, aber irgendwie hatten wir das Gefühl, dass ein Ende des Martyriums abzusehen war. So machten doch schon wieder die ersten Witze die Runde. Einer, den ich vortrug betraf die Frage an meinen Vater, wann er wohl wieder mit uns ins gemeinsame Schinackl steigen würde, ein Scherz der allerdings bei ihm nicht so gut ankam.

Holte das Auto, entleerten notdürftig die Luftkammern des Bootes, machten uns keine Mühe die Decken zusammenzulegen, oder dazwischen gequetschte Socken oder Jausensäckeln heraus zu kitzeln. Alles wurde recht stillos in unseren großen Kofferraum gestopft. Wir stiegen ein, schlossen die Türen, drehten die Heizung voll auf, was aber auf Grund des kalten Motors zunächst noch nichts brachte und fuhren zurück Richtung Einstiegstelle in Pachfurt. Meine Mitfahrer erschlugen das zahlreich im Auto umherschwirrende Gelsengetier. Wir führten meinen Vater bis zur Leithabrücke, hinter der er seitlich sein Auto geparkt hatte. Er steig aus, ging Richtung Audi. Ich drehte inzwischen um und wartete auf ihn.

Wir warteten. Und warteten. Aber mein Vater kam nicht.

Stieg aus, ging die hundert Meter zurück zu der Abzweigung, wo die seitliche, steile Feldwegabzweigung lag, auf der er sich eingeparkt hatte.

Es war ein seltsames Bild: Der von dem Feldweg steil abwärts führende, deutlich schmälere Weg hatte eine seitliche, steile Böschung. Und in dieser Böschung lag in Seitenlage ein Fahrzeug, von dem nur die Unterseite, mit all seinen Platten, Leitungen und Kabeln zu sehen war. In kurzen Abständen jaulte der Motor auf, das rechte Vorderrad, das sichtbar war, drehte sich dann ganz wild, aber das Fahrzeug wiegte nur ganz leicht seitlich hin und her. Das Ganze hatte starke Ähnlichkeiten mit der Käfer auf dem Rücken Lage. Trotz des nicht unerheblichen Motorgeräusches war das laute, wilde Fluchen meines Vaters aus dem Inneren des Gefährtes sehr deutlich zu vernehmen.

Das sah nach Troubles aus.

Vater merkte schließlich, dass ich gekommen war. Er fuchtelte wild mit den Armen. Offenbar sollte ich ihm helfen- aber wie sollte ich ein 1,5 Tonnen Gefährt mit meinen bloßen Händen seitlich aufrichten. Aber ich versuchte es trotzdem.

Das Auto lag mit seiner linken Seite auf dichten Büschen, die im Graben neben der Böschung chaotisch wucherten. Das Gefährt lag fast unter 90° Grad zur Horizontalen geneigt da: In so eine Lage kam man im normalen Straßenverkehr wirklich nur selten. Jetzt hatten die Gelsen bei mir besonders leichtes Spiel- ich war anderweitig beschäftigt und niemand hielt mir die Biester vom Leibe. Aber ich merkte den weiteren unfreiwilligen Aderlass nicht mehr.

Vater versuchte es immer und immer wieder. Aber es war völlig sinnlos. Das rechte Vorderrad war in der Luft, konnte sich frei drehen, das Linke war nicht zu sehen, berührte offenbar am unteren Rand den Böschungsgaben, bekam aber keinen richtigen Halt. Aber so schnell gab mein Alter nicht auf- er probierte es pausenlos wieder. Schließlich beugte er sich zum rechten oberen Fenster, kurbelte es auf und wir konnten uns verständigen. Ich meinte ich würde mein Auto holen.

Lief zurück, sprang in mein Auto.

„Franz steckt in einem Graben!“, warf ich kurz ein.

„Oh, Gott, das auch noch!“, meinte meine Mutter ziemlich entnervt.

Fuhren zur Feldwegabzweigung. Meine Mutter erblickte die wackelnde, graue Bodenplatte (Vater versuchte nach wie vor durch wildes Gasgeben das Gefährt aus seiner misslichen Lage zu befreien) des sonst roten Audi und wurde dadurch erst recht verzweifelt.

„Der kommt da ja nie raus!“, erkannte sie die Situation blitzschnell.

Stieg aus, wurde von den Gelsenschwärmen eingehüllt, kramte im Kofferraum nach einem Seil. Hatte leider kein Abschleppseil dabei, fand aber das am Boot befestigte Haltetau, das ich losband. Befestigte es an der vorderen Abschleppöse des Audi, drehte mein Auto um, befestigte das andere Seilende daran. Eva und Elena stiegen aus und betrachteten leicht entgeistert das weitere Spektakel. Vater hielt kurz mit seinen Rettungsversuchen inne. Erklärte ihm, was ich vor hatte.

Straffte das Seil vorsichtig, begann gefühlvoll zu ziehen, der Audi bewegte sich ein wenig, dann machte es einen lauten Schnalzer und das Seil war ab. Verknotete die gerissenen Enden wieder und probierten es noch einmal. Es half nichts, das Seil war zu schwach, es riss wieder ab.

Da kam plötzlich ein Traktor daher. Bat den darauf hockenden Bauern ob er uns helfen könne. Er meinte er habe kein Seil dabei, aber er würde eines holen fahren. Er verschwand. Franz begann wieder mit seinen skurrilen Auto im Graben Schaukelversuchen.

Es dauerte endlos, bis der Bauer zurück kam. Er wendete seinen Traktor, befestigte sein Seil am Audi und begann zu ziehen: Aber auch dieses Seil riss. Dadurch, dass das Auto so schräg lag, waren die aufzubringenden Bergkräfte hoch.

Hatten schon wenig Hoffnung, bis der Bauer wieder von seinem Gefährt abstieg und einen neuen Schatz hochhob: Eine schwere Eisenkette.

„Hab' mir eh gedacht, dass das Seil vielleicht zu schwach sein wird, mit der sollte es aber gehen!“, meinte er nur kurz.

Befestigte die Kette an Traktor und Auto und der nächste Versuch wurde gestartet. Die Kette hielt das leicht aus, aber diesmal war das Problem, dass der Traktor trotz seiner Größe und Schwere am Boden leicht durchdrehte. Immer wieder versuchte er es, aber schließlich begann sich das Auto ganz langsam zurück in Normallage zu drehen. Noch ein paar Meter und es war geschafft: Die Räder hatten Bodenkontakt, der Audi war wieder auf den Hauptfeldweg zurückgeschleppt. Wir bedankten uns hundert Mal bei dem hilfsbereiten Bauern, der nur abwinkte und meinte, dass sei ja wohl selbstverständlich gewesen und mit seinem tuckernden Traktor wieder langsam in den Weiten der Parndorfer Platte verschwand. Wir begutachteten den Audi, wie durch ein Wunder waren an seiner linken Seite keine größeren Schäden aufgetreten. Krochen unters Auto und suchten die untere Bodenplatte ab und konnten aber auch dort auf den ersten Blick keine größeren Schäden, wie abgerissene Bremsleitungen etc. erkennen. Aber wir beschlossen Vater voraus fahren zu lassen, sollten doch noch unbemerkte Mängel auftreten.

Eva stieg zu Franz ins Auto. Hatte Glück, dass ich da nicht dabei sein musste und mir das Fluchen anhören musste. Folgte ihm, behielt sein Auto genau im Auge, aber es traten weder Flüssigkeiten aus, noch stiegen Rauchwolken auf, noch verlor er irgendwelche Teile noch wurde das Gefährt plötzlich langsamer.

Eines unserer Proviantpakete lag neben mir- wir hatten es nicht einmal angerührt.

Als wir bei uns zu Hause ankamen, goss Karin gerade unsere schönen Blumen im Garten und kam freudestrahlend auf uns zu:

„War's schön?“, meinte sie zunächst, dann sah sie uns an- sah unsere völlig zerstochnen Gesichter, die komplett mit Lehm verschmierten, nassen Klamotten, Vaters Gesichtsausdruck-

„Wie schaut's denn ihr aus?“, meinte sie fragend?

Was man aus dieser Aktion lernen könnte:

Eine späte Abfahrt ist oft eine zu späte Abfahrt.

Ab Juli March und Leitha meiden (Donau ist kein Problem, dieser Fluss ist so breit, dass sich selbst bei Zeiten schlimmer Gelsenplagen nur selten Exemplare dieser Untiere über den Fluss verirren).

Schwere Lasten bei Schlauchbootfahrten in Stromschnellen hinten anordnen.

Elektronische Geräte wasserdicht verpacken.

Abschleppseil mitnehmen.

Und: Immer cool bleiben!

Nachwort:

Konnte meinen Vater nie mehr überreden eine romantisch- beschauliche Bootsfahrt mit uns zu unternehmen.

Am seinem Sterbetag war er das erste Mal mit einem Handy, das ihm geschenkt wurde mit dem Zug nach Wien unterwegs. In diesem Handy befand sich allerdings noch keine SIM- Karte. Drei Stunden später war er tot. So hatte er

tatsächlich in seinem ganzen Leben nie ein Handy benutzt und war schließlich doch noch seinem bei der Schlauchbootfahrt neuerlich getroffenen Vorsatz treu geblieben.

© Martin Mueller, 29.7.08, 30.7.08, 20.12.08, 21.12.08, 22.12.08, 25.12.08, 27.12.08, 30.12.08, 2.1.09, 11.1.09